

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 18 — Sonntag, den 30. April 1939

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Und wieder richten wir den Maibaum auf....

Es ist schon eine ganz beachtliche Zahl von Jahren her, als ich den ersten Maibaum sah, und zwar waren es in unserer Nachbarstadt die damaligen Egerländer, die sich zu einem Bund zusammengeschlossen hatten und nun Jahr für Jahr ihre Maibaumfeier begingen. In

treuer Anlehnung an die aus dem Egerthal mitgebrachten Sitten, trugen die Beteiligten auch die fleidsame Tracht der Egerländer. Für uns Jungs war dies natürlich immer eine Sensation, wenn der „Maibaum“ dann nach einem Gartenrestaurant gebracht und dort aufgestellt wurde. Gewiß mag es so gewesen sein, daß wir für die Männer, die den schweren Baum trugen, mehr Sympathie hatten, als für die Feier selbst, aber im übrigen kann ich mir kaum eine derartige Feier denken, die ich nicht als Zuschauer mit erlebte. Ich kam schon damals in Versuchung, eine Aufnahme zu machen, aber die Unzulänglichkeit meiner Kamera und die noch vorhandenen Unkenntnisse taten ein Übriges, das Bild mißlingen zu lassen. Oft sah ich dann noch die Maibäume jenseits der damaligen Grenze. Trotz Unterdrückungsmaßnahmen durch antideutsche und volksfremde Bestrebungen, begingen sie ihre Maibaumfeier. Wenn auch die Vorträge, Reden und Lieder vorher einer genauen Zensur durch staatliche Behörden unterlagen, den Geist und die innere Verbundenheit zu den Reichsdeutschen konnte man ihnen

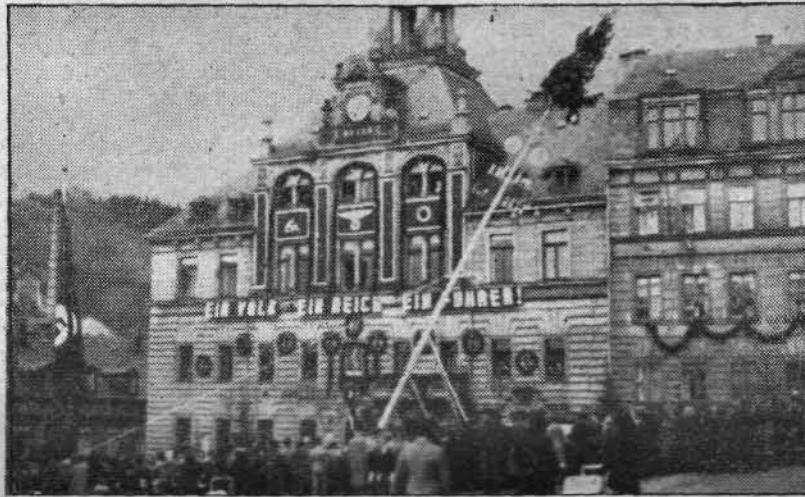
genossen stellten ihre Verbundenheit mit dem Führer unter Beweis. Bei herrlichstem Sommerwetter ging es dann in einer ganz gewaltigen Marschsäule durch die Straßen von Annaberg und Buchholz. Nichts hat sich an der Beteiligung geändert, aber noch würdiger und erhebender ist die

Ausgestaltung geworden. In einer Front und Kameradschaftlichkeit marschieren auch jetzt Betriebsführer und Gefolgshäupter gemeinsam und die verbindende Idee des Nationalsozialismus überbrückt hier alles Trennende, was in der Systemzeit bewußt gezüglicht wurde. Alt und Jung ist an dieser Feier beteiligt. Schon am Vortage der Feier sind unsere Jungmädchen und die Pimpfe bei der Aufstellung des aus unserem Erzgebirgswald stammenden Maibaum mit Eifer dabei. Frohe Lieder und Reigen geben dieser Weifestunde immer eine besondere Note. So wird es auch in diesen Tagen für unsere Jungen und Mädels ein besonderes Erlebnis sein, und mit Begeisterung werden sie schon hier ihre kleinen Pflichten erfüllen, die ihnen die Zugehörigkeit zu unserer Staatsjugend vorschreibt.

Und wenn uns der Himmel dann wieder das richtige Hitler-Wetter beschert, dann werden die vielen bunten Bänder und die Zeichen der Handwerker alle Volksgenossen daran erinnern, daß der 1. Mai das geworden ist, worauf das Sehnen aller Arbeitenden gerichtet war, nämlich ein nationaler

Feiertag des deutschen Volkes. Geben wir nun noch der Hoffnung Ausdruck, daß der Herrgott dazu beiträgt, daß Adolf Hitler, der Führer und Gestalter des Großdeutschen Reiches uns noch viele Jahre erhalten bleibt, damit er weiter bauen kann an seinem großen Werk, ein ewiges Reich der Deutschen zu schaffen. Der Wille und die Kraft zur Mitarbeit ist bei allen Volksgenossen vorhanden und keiner wird sich ausschließen, mitzuhelfen an dieser herrlichen Aufgabe.

Willy Müller.



Der Buchholzer Marktplatz im Schmucke des 1. Mai
(Photo: Felix Schiewick, Buchholz.)



Der Maibaum wird aufgerichtet.
(Photo: Felix Schiewick, Buchholz.)

nicht nehmen und die Stimme des Blutes sprach immer wieder eine gewichtige und mächtige Sprache, die über Gesetze und Bestimmungen hinweg sich verband mit den Bewohnern diesseits der Grenze. Und wieder naht heute der 1. Mai. Das siebente Mal feiern wir ihn, seit der Führer die Macht ergriffen hat und in aller Erinnerung ist noch heute der 1. Mai des Jahres 1933. Aus allen Teilen unseres Kreises waren die Arbeiter der Stirn und der Faust gekommen, weit über 40 000 Volks-

Nooch'n Feierobnd

Sei letzter Samflig

Von Arthur Keller †, Meissen.

Fort war dr Winter, wie waggebloßen, un vergangne Woch hattir noch esu barbeißig getae! 's wur aber aa Zeit, war'sch doch schi bal Ende April, un unten im Niederland blühete schi hier un do de Obstbaame. Do hot übern Pieshbarg rei su e wärmer Wind gebloßen un war zu en arthastign Sturm agewachsen, doß dar viele Schnee wag war, eh'r mr sich's versog. Wu noch e Kannel Schnez liegn blieb, do hats de Sonn drei Tog lang su freindlich agegudt, doß 's aa noch zloß. Un dos hot's Erzgebürg wirn Niederland vorus: wemms emol Frühgahr warn will, dnocheris giehts fix. An Baam un Strauch warn de Knospen nár zen Aufspringe, un 's Bugelviech wur su reg un ließ sich hörn, doß die alten Buschtrichter un Bugelsteller tá ruhige Stund meh' drhám hatten. De Faldarbet log noch still, dá dos viele Schneeschmelzwasser hat ne Alderbuden esu eigewácht, doß noch niemand drauf konnt. Ueberol quolls, rieselts un murmelt's Wasser aus'n huchgelagene Bald über die Falden rei, un 's war tá Wunner, wenn dr Buschlob-Ernst, dar ne Sunntig noochmittig in Wald nausgeschlumpert war, zu seiner Mutter sat: „Also harrschte Mutter, morgn tu ich emol net strumpwártern, morgn früh beizeiten mach ich mieh naus auf'n Fald, iech muß für'sch Wasser e W'ucht machen, 's láßt doch e richtiger Bach aus'n Wald raus un wácht uns 's ganze bissel Alderbuden wag, tu mich sei zr rachten Zeit wecken, doß ich virmittig noch fartig warn ka!“ Na do konnt 's Buschlobchrisl nisch drgegn eimenden, se fräet sich fugar, doß ihr u'artiger, wilder Gung, ban de Zeit nár ne schwarzen Ernst hießen, ihe su vernünftige W'ichten hat. Ar war erst vorign Oktober von Soldaten raus un hat nu ne ganzen Winter fläßig in Strumpwárterstuhl gefassen, um die Schulden, die durch'n Vater sei lange Kranket un sen Lud enstanden warn, wieder glatt ze machen. Su viel ernsthafte Besinnung hátt se ihren wilden Gung net zugetraut, dá wieviel Nut hatten se net vir dr Soldatenzeit mit dan Kerl gehatt! Am liebsten Tog un Nacht im Wald liegn, Bugelstelln un lauter sette Warten hat'r in Kopp. Wie r' fort mußt auf Zwide (Zwickau), un ne König sein'n Rod aziehe, do hat in Ernst sein Kammerle wuhl e Mannel (Mandel) sette kláne runde Drohtbeierle gehängt, un do huppent alle die lieben Bugeln drinne hie un har, die dr Erzgebürger an liebsten allezamm in sei Stübel neiperrt. Do gobs Haffing, Zähige, Stillzn, Gimpeln, Finken un Krienerzn. Wie's nächste Frühgahr kam, hatt se sei Vater, dar schi frantest, die lieb Tiele alle zen Fenster nausgelassen, dos kostet zu viel Futter. Nár en hatt'r dogelassen, sein Gung sein Lieblingshampfling, dar war esu zahm, doß'r ne Ernst aus dr Hand froß, un dan hatt'r immer als Stelhampflig genomme. Wenn dar auf'n Stellschich war, un 's kam e Flug Hampfling, do schmattert dar lus, doß de Bugeln gar net anersich konntn, die flogn nei in Strauch wie Stá un do klabein manichsmol achte, zahne an de Rutten. An Montig früh beizeiten machet nu dr Ernst nooch'n Wald naus, auf dr Achsel e Hack un 's Grobscheit; ar trug aber aa e Stätörbel, wu e alter Sack un Berschiednes annere drinne log. Seiner Mutter ihr Stüdel Fald log weit ubn an Waldrand un ar mußt tüchtig auschreiten, wenn'sch in ener halbn Stund drmachen wollt. An dr Eisenbah', die zah' Minuten wirn Stadtel ubn an Barg hieging, warn á paar Bahnarbtar (Bahnarbeiter) drbei, dos u'artige Wasser, wos von Bald reikam, in Seitengraben abzeleiten. Wie die ne Ernst mit sein'n Stätörbel akomme sogn, fregetn dar ene: „Nu, Ernst, de gieht wuhl Ardäppeln raustue?“ Auf dar olbern Frog krieget'r gerod su e Antwort. „Ha“, sat dr Ernst, „'s ward aa de höchste Zeit, sonst verkaufn se.“ Auf beedn Seiti e gruß Gelachter. An Fald agelomme, ging dr Ernst nu fest an dr Ardet un hat in zwá Stunden ubn an öbern Rand hie schi su en tiefen Grobn gezugn, doß 's wilde Wasser drinne hieschoß un ne Hang nei in 'r Fichtengund loß. Nu machet aa dr Ernst emol ne Buckel gerod un sog sich in dr Walt üm. Inu su e schiener Tog, un die Fernsicht bis nauf zen Fichtel- un Keilbarg. De Sonn brannet esu hääh, doß dr Ernst schi lang ne Rod ausgezugn hat. Un dos Labn ümedüm, á Fink schmettet sei Barschel in dr Welt naus, doß 's á Lust war, de Ammerling ruffeln ihr Se—se—se—sieh unermüdlich, un drübn aus dr Fichtengund häret mr alle Wagnblid dos forsche, scharfe „Krecked“ dr Fasanhahner. Wie dr Ernst dos su alles hörte, brummet'r für sich hie: „E wos, ihe ho ichs drweisse foot, ich mach's dnocheris volderich fartig!“ 'r zug sich ne Rod aa, schub Hack, Grob-

scheit un Stätörbel in de Fichteln nei, nahm dan Sack su fürsichtig unnern Arm, doß mr hátt denken könne, ar hátt lauter rohe Eier drinne un huschet halb nieder geduckt durch de Fichteln ne Barg nei un drübn wieder ne Hang naus durch ebber dreihiggahrign Fichtenbestand. Et du Ugelid, wie sogts do aus, hier gobs Schnebruch, de schinn Baame sogn durchenanner, als hätten de Granaten dreineigepfaffert, do hattn de Holzmacher á sei bissel Arbet, eh do aufgeräumt wur. Nu kam dr Ernst auf dan tahlen Bargrüden mit alten Stáahalden von Bargbau har, die ganz mit verfilzten Krahbeerranten überzugn warn. Do un dorten stand e Trüppel verkrüppelter Fichteln, un an dar en Hald' wuchs e grußer, wilder Rosenbusch un do vorbei fähret e schmaler Wag durchs Häckraut, dan mr kaum erkenne konnt. Dos war ne Ernst sei Stillschich (Stellplatz) von früher har un do wollt'r aa heit sei Glück versuchn. Aus'n Sack nahm 'r e Drohtbeierle, wu e Hampflig ängstlich drinne hie- un harflattret. Dr Ernst beruhigt's Wägel un stellet 's Beierle su halb unnern Rosenstrauch nei, doß 's Bögeler aber aa noch en freien Blick übern Himmel hie hatt. Dann nahm 'r e Stüdel Vaber von en alten Stiefelschicht, machet's ausenanner wie e Büchel, 's war aber als wär'sch zammgeleimt. Do sogn nu nahnenanner wuhl e zwá Dugend kláne, schwache Küttele, die glänzetn wie aladiert. Dr Ernst packet se nu ganz sachte an End aa, wu se aus dan Büchel rausgudetn un stecket se üm dos Beierle rüm in dan Strauch nei, nocherts froch'r hinner de nächste Hald nei zwisch en Trüppel dicht verwachsene Fichten. Gerod ne Busch un 's Beierle konnt 'r sahe. 's Bögeler putzet sich de Fäder ewing un guket sich verwunnert üm, war'sch doch über zwá Gahr net in Freie gewasen. De Sonn schien esu schie, do sings leise aa ze tielen: „Tschad-tschad-tschad-tuttliöh —“, wie wagggeschnieten war'sch Liebel, dá in dr Näh fange zwá Stimme: „Zu Fuß bin ich gar wohlbestellit, juchhee, drum wandre ich durch die weite Welt, juchhee!“ usw. Zwá gunge Kerln warn's, in bunten Mützen, Seminaristen. Wie se an Rosnbuch ra warn, drehet sich dr Vorderste rüm un saet: „Kurt, hier bleiben wir und lochen unsre Konserven, dann müssen wir mal sehen, daß wir den Greifenstein finden, wir haben uns aber auch zu dumm verrannt.“ „Abgemacht“, menet adr annere, „ich habe einen Wolfshunger, und hier ist schöne Fernsicht“. Nu finge se aa ihre Rudfack auszepacken. Dr Ernst hátt an libbstn e paar Stá genomme un hátt se drmiet geschossen, aber su dumm durft'sch net asange. Ar stand leise auf, kam hinner dar Hald' vir un soget: „Meine Harn, dohiering därfn Se tá Feierle amachen, dar Waldweg is streng verbuten, wenn dr Harr Färschter timmt, müßn se fünf Mark Strof bezohn un ich krieg mei Hundsludeln.“ Die zwá gunge Barscheln guckeln dan aus'n Buden gewachsene Maa net garichtig drschroden aa un mochten denken, ar wär e Waldbarbtar, se fregetn nooch de Greifenstá, packetn ihr Kramel zamm un lufeln weiter. Ernst lachet vir sich hie un vertrach sich wieder. 's Bögeler fing wieder sei Liebel aa, häret aber wieder ganz fix auf, dá unten von Bald rauf rumpelts un poltreits un Tüüt—him—him—him fuhr'sch Bügel über dar grußen eisern Brüd, die über'sch Tal waggung. „Niedertrachtigs Bekrawanz, nürgnid is meh' Ruh“, schimpfet dr Ernst vir sich hie. Aber 's Bahnel wollt's wieder gut machen, wos 's verdorbn hat, dá e ganz Hardel Hampfling kame mit wippenden Flug von Bahndamm rauf übern Hädhübel, weil se dr Zug aufgegácht hat. Do schmaltrat aber ne Ernst seiner lus. „Tschad-tschad-tschad, tschad-tuttliöh, ttrritschadliöh, kliff, kliff, kliff haa“, un su in dan Tezt wetter, schie schwenkeln de Hampfling ei, 's war wuhl e Mannel (Mandel) un wollten in Rosenbusch eifalln, do machetn se en Hofn, ginge wieder huch un flogn mit en ängstign „Wittewitt“ nooch'n Wald naus. Ne Ernst hattn de Wagn gefunkelt wie ner wilden Katz, un nu war 'r su verwunnert über dan verkehrten Ausgang von dar Geschiht, doß'r bal' aufgestandn wär un hátt emol noochgesahe, do, im nächsten Wagnblid ringelt'r sich zamm wie e Kreizotter un schub sich noch tiefer unner de Fichteln nei. Wenn mr ne Teifel an de Wand molt, do timmt'r. Vorhin hatt'r die zwá gunge Barscheln mit'n Färschter drschrocht un ihe kam dar wahrhaftig durch die Hädhübeln, wu mr dan sonst 's ganze Gahr net sog. Dr Färschter hatt sich dos Waldstück agesah, wu dr Schnee su viel Bruch gemacht hatt, un kam nu, in sein Notizbuch rachend, ne Barg rausgeflogn. Ar sog sei bies aus, wuhl wagn dan grußen Holzschoden, un basset Raachwisch aus sein schien färschbraunen Meer-schaumkopp, wie vorhin de Lokomotiv. 's war e Glück, doß 'r ins

(Fortsetzung siehe Seite 7.)

Er sah sich scheu um, gab sich einen Ruck: „Darf ich es sagen? Deine Kutte sollst mir leihen, — die du anhabst!“

„Gern, wenn sie nicht ein anderer schon hätte geliehen.“

„Wer?“

„Die Pest.“

Er wich zurück. Jetzt sah er, daß der Klausner krank lag, grüne Schatten um die Augen, auf der Stirne dicke Perlen.

„Ich — ich hab' es ihr versprochen“, stotterte er.

Der Klausner sagte nichts. Seine Augen gingen nach der Wand. Dort hing eine zweite Kutte. Er seufzte, schloß die Augen, drehte sich mit letzter Kraft zur Wand und lag ganz still. Auch Sepp stand still. Die Zeit verstrich.

„Schläfst?“ erklang es zaghaft.

Keine Antwort.

„Bist du tot?“

Keine Antwort.

„Ich kann nicht anders — bring sie wieder — mußt nicht böse sein . . .“ — — — — —

Eine Kutte stieg zu Tal. Tiefer zog sich die Kapuze bei den ersten Häusern. Da stand der Zaches. Gesenkten Kopfes und ohne Gruß ging es an ihm vorbei.

Rasch sah sich der Zaches um. Leer die Gasse. Mit ein paar Schritten war er an der Kuttenseite.

„Heiliger Mann“, raunte er, „die Kutte stimmt, die Kapuze stimmt, nur der Schritt ist zu jung.“

Die Kutte zuckte zusammen. Zähne knirschten, Ellenbogen hoben sich zum Kampf. Aber der Zaches nickte freundlich.

„Ich mein' es mit euch gut, Sepp. Wäre mir leid, sie täten euch erwischen. Also keinen Seppschritt, gelt, und dann und wann „Gelobt sei Jesus Christus“, sonst ist es gefehlt.“

„Dank euch. Ich wollt', ich könnt' es euch vergelten.“

„Da sieht es schlecht aus. Die Liebe hat mich meiner Lebtag magerer gehalten als einen Klausner. Dafür hat der da gesorgt.“ Er hob ein wenig seine Buckelachsel.

„Meiner Seel', als wenn es auf so etwas ankäme — hat nicht die Marie mit euch getanzt?“

„Aus Gutherie halt.“

„Und wenn es uns gut hinausgeht, könnte leicht sein, sie gibt euch gar einen Kuß —“

„Wenn's gut hinausgeht, daß wir zusammenkommen.“

Der Zaches schmunzelte: „Zusammenkommen tut ihr ja heute schon?“

„Ja, verstoßen, und ob's gut hinausgeht —“

Warnend schnappte Zaches Stimme um: „Gelobt sei Jesus Christus.“

„In Ewigkeit Amen“, neigte sich die Kutte. Tief genug, daß der Bürgermeister drüben kein Gesicht erkennen konnte.

Demütig machte der Zaches das Gatterl zum Kirchenweg auf: „Geht in die Kirchen, Pater?“ sagte er laut und setzte, da die Kutte schwankte, flüsternd zu: „In einer Viertelstunde ist es düster, merkt es euch.“

Kinder kamen und streckten ihre Händerln durch das Gatterl. „Was Lateinisches?“ dachte der Sepp verlegen. Aber dann sah er die Händerln, wie man einen Strauß faßt: „Bleibt gesund, Kinderln“, sagte er mit tiefer Stimme, „bleibt gesund und betet, daß es gut hinausgeht.“

„Mein Vorhaben“, dachte er.

„Die Pest“, dachte der Bürgermeister drüben.

„Mein Kuß“, dachte der Zaches.

Der Klausner kniete in der Kirche, bis die Nacht kam. Bis er die ersten Sterne durch das Fenster bei der Orgel flimmern sah. Da stand er auf.

„Bruder“, sagte da des Pfarrers Stimme, „kommt ihr auch einmal herunter?“

Murmeln.

„Eine schlimme Zeit ist's. Die Gemeinde verholzt. Sie leben nicht mehr und sie sterben nicht mehr. Oft wünsche ich, alles hätte ein Ende.“

Murmeln.

„Wollt ihr bei mir nachten, Bruder? Nicht? Jaja, ich

kenne euch. Immer einsam. Etwas aber müßt ihr mir versprechen — eure Hand! Jaja ist jünger als die meine — Bruder, wenns mich einmal holen sollte — ihr versteht mich — verlaßt mir die Gemeinde nicht — kommt herunter — waltet anstatt meiner, bis der Bischof — ihr nicht? Ich dank' euch, dank' euch — mir ist's leichter jetzt — darf ich euch zum Abendbrot? Ei, Bruder, seid ihr plötzlich dick geworden . . .“

Er stieß im Kirchendunkel gegen eine Säule, an die er hingeredet hatte. Die Kutte war hinausgeschlüpft. — — — — —

Es klopfte an ihr Fenster, als sie sich auskleiden wollte. Sie fuhr zusammen. Das Klopfen mußte sie doch kennen.

„Ja, wer ist's?“

Keine Antwort, wieder Klopfen. Sie zündet einen Span an, sieht am Fenster einen Kuttenumriß, löscht den Span, öffnet einen Flügel handbreit: „Pater, gebt euch keine Mühe. Kann mir es ja schon denken, daß die Bas zu euch hinaufgeschickt hat: Der Pfarrer hätte mir die Widerhaarigkeit nicht ausgetrieben und so weiter.“

Die Kutte nickte schwer, als wenn sie sagen hätte wollen: „So, der Pfarrer? Aber ich —“

„Bitt' gar schön nochmal, Pater: Laßt es gut sein. Mit mir ist's aus und gar!“

Ging die Kapuze nicht zweifelnd hin und her?

„Ihr versteht es halt nicht, ich weiß schon. Aber denkt einmal, sie würden euch mit Spieß und Feuer vom Altar treiben —“

„Ja, das haben sie getan, die Malefiz“, kam's leis verhalten.

„Was? Euch auch? Weggetrieben vom Altar —“

„Ja, von der Maria drauß, von dir!“

„Die Händ' tußt weg! Schämst dich nicht, willst heilig sein!“

„Heilig?“ lachte die Kutte, „nicht mehr, wie der Josef und die Maria — schämst dich du nicht, daß du wegen einer Kutte nichts mehr wissen wolltest von deinem Schatz —!“

„Sepp! ist's möglich!“

Und halfte ihn und küßte ihn und hatten ihre Hochzeit selbe Nacht.

Vor dem Morgengrauen rieben sich die Wächter an der Ammer ihre Augen: „Schaut, der Klausner!“

„Was den in aller Früh' schon umtreibt!“

„Die Frommheit nicht, die hat einen besseren Schlaf.“

„Die Pest nicht, die stand überhaupt nicht auf mehr.“

„Bleibt nur noch die Lieb —“

„Bist ein Schandmaul! Ist denn dir jetzt gar nichts heilig, ha?“

Wobei es offen blieb, ob er die Kutte meinte oder die Lieb'.

Zur selben Zeit löffelten die Marie und die Bas die Morgensuppe. Nach dem letzten Löffel, als die Marie aufsteht und zum Stall geht, klopft der harte Basentnöchel auf den Rucheltisch: „Da bleibst, Dirndl.“

„Was noch?“

„Hast' vielleicht gebeichtet heut' nacht, ha?“

„Was meinst?“ sagte sie kurz.

„Glaubst, ich hätt' es nicht gesehen!“

„Was?“

„Wie er fort ist geschlichen in der Früh'!“

„Wer?“

„Der den Strich verloren hat auf dem Gang!“ Sie schwang den Kuttensack.

„Also gut, dann hast's halt gesehn.“

„Madl, eine Schand' ist's —!“

„Ja, das ist's.“

„Aha, siehst es ein jetzt?“

„Ja, daß es eine Schande ist, wenn man zusammengehört und nicht zusammenkommt!“

„Bist narrisch, Madl, du und der?“

„Ja, der Sepp und ich.“

„Vom Klausner red' ich!“

„Was gegen die Spieß' nicht geht, geht mit der Kutte.“

(Fortsetzung siehe Seite 6.)

Bilder aus aller Welt



Prof. Bergius 50 Jahre alt

Der durch seine Arbeiten auf dem Gebiet der Kohleverflüssigung und der Verzuckerung des Holzes berühmt gewordene deutsche Chemiker Prof. Dr. Bergius feierte am 11. Oktober seinen 50. Geburtstag.

Zwei Bilder vom Saarkalender

Vor einigen Tagen ist der Saarkalender erschienen, der bis zum 13. Januar, dem Tage der Volksabstimmung im Saargebiet, reicht. Unser Bild (oben) zeigt links das Kalenderblatt vom 7. Oktober, rechts das letzte Blatt, das ein Bild des Führers und einen Ausspruch von ihm wiedergibt.

Wahlen werfen ihre Plakate voraus

Am vergangenen Sonntag fanden in Frankreich die Kommunalwahlen statt. Der Wahlkampf wurde von den einzelnen Parteien mit besonderer Erbitterung geführt, was sich in einer Flut von Plakaten äußerte, wie wir sie hier auf unserem Bilde sehen.



OKTOBER 7

1934 SONNTAG

Saarhumpels

Die berufliche Schichtung der Bevölkerung:

im Saarbergbau tätig	71 184	in der Bergbauindustrie	33 957
in der Eisenindustrie	34 184	in der Zuckerei der	33 442
in der Maschinenbauindustrie	9 887	in der Glasindustrie	3 375
in der Textilindustrie	1 815	in der Lederindustrie	3 271

Der saar-deutsche Arbeiter entscheidet die Abstimmung, sein „Ja“ führt die Saar zurück zum Reich!

JANUAR 13

1935 SONNTAG

Wir wollen nicht fremdes Gut und wollen nicht fremdes Volk. Wir wollen nicht Streit und Fieber. Wir wollen den Frieden, — aber über alles lieben wir unser deutsches Volk.

Der Führer am 27. August 1932 auf dem Nibelungenplatz

Vor der Abstimmung noch 98 Tage

Heute Abstimmungstag



Die deutsche Weinkönigin 1934

Bei dem großen pfälzischen Weinlesefest in Neustadt a. d. Hardt wurde die Jungwingerin Trude Knauber zur Weinkönigin 1934 gewählt. In ihrer Hand hält sie ein Glas des köstlichen Jahrganges 1934, der auf den Namen „Volltreffer“ getauft wurde.



Zum preußischen Kammerfänger ernannt

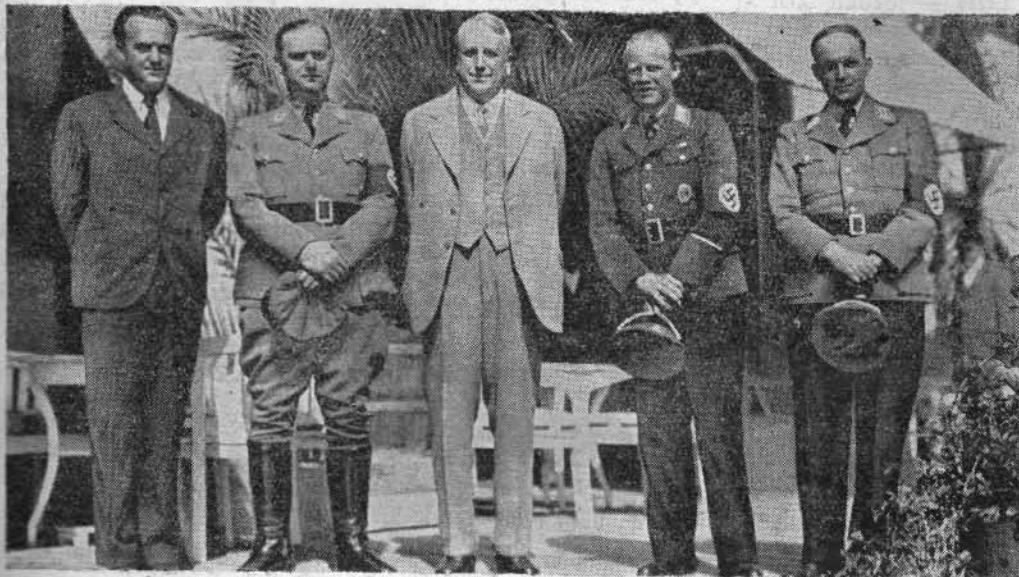
Der an die Berliner Staatsoper berufene sächsische Kammerfänger Marg Lorenz wurde vom preußischen Ministerpräsidenten in Anerkennung seines Erfolges bei einer Neuinszenierung des „Siegfried“ zum preußischen Kammerfänger ernannt.

Die erste Ausstellung des Arbeitsdienstes

In Potsdam wurde die erste deutsche Arbeitsdienstaussstellung eröffnet, die einen eindrucksvollen Überblick über die Tätigkeit des Arbeitsdienstes, seine Organisation und seine bisherigen Erfolge gibt. U. a. ist auch dieses Schaubild zu sehen, das die Entlastung der kommunalen Selbstverwaltungen durch den Arbeitsdienst versinnbildlicht. Die großen Figuren bedeuten jeweils 1000 Mann, die mittleren 500 und die kleinen 100. Die einzelnen Angaben lauten: 1. Wir kommen aus Berufen und machen Platz den Familienvätern. 2. Wir waren Krisenunterstützte. 3. Wir bezogen Erwerbslosenunterstützung. 4. Wir kommen aus der Wohlfahrtsunterstützung. 5. Ohne Arbeit, ohne Unterstützung. Dabei beziehen sich die Zahlen nur auf einen Arbeitsgau, nämlich den Arbeitsgau 8.

Horst Wessels Zimmer unter Denkmalschuß

Das Zimmer, in dem der unvergeßliche Sturmführer Horst Wessel von roter Mörderhand tödlich verwundet wurde, wird jetzt, ebenso wie das ganze Haus, unter Denkmalschuß gestellt.



Eine hochbedeutende Begegnung

In Bad Nauheim trafen der dort zur Kur weilende amerikanische Zeitungskönig Hearst und der Chef des außenpolitischen Amtes, Rosenberg, zusammen. Das Gespräch bezog sich insbesondere auf die Pressefreiheit und das Rassenproblem, und hat durch einen bedeutenden Briefwechsel seine Vertiefung erfahren. Unser Bild zeigt von links nach rechts: Hearst's Privatsekretär Großer, Reichsleiter Alfred Rosenberg, den amerikanischen Zeitungskönig Hearst, den Pressechef des außenpolitischen Amtes, Dr. Bömer und den Adjutanten des Reichsleiters von Trotha.



(Fortsetzung von Seite 3.)

Die Base starrte und begriff: „Also hat ihr gewettet! und die Gemeinde?“

„Nicht geht der Sepp an, nicht die Gemeinde!“

„Und die Pest — Jesusmaria, wenn er die Pest hätte eingeschleppt!“

„Schrei nicht, die Leut' hören es.“

„Bas!“

„Hurst mit der Pestilenz! Bist schuld, wenn die ganze Gemeinde am schwarzen Tod —“

„Du gehst nicht am schwarzen Tod zu Grund“, sagt sie selbst ruhig.

„Ich — warum gerade ich nicht?“ ruft sie ab vor einem bösen Blick.

„Weil du vorher abgewürgt wirst mit diesen Händen, wenn du das Maul nicht hältst!“

Der Löffel fällt der Schneiderbase auf den Rucheltisch. Lachen will sie. Es geht nicht.

„Geh, Marie, die dummen Späße —“

„Ernst ist's. Merk' dir's. Richte dich.“ Ruhig geht sie in den Stall. Sechs Rüh'. Sie nickt. Das Hackmesser nimmt sie. Eine Kerbe macht sie der ersten Ruh ins Horn. Morgen wird die zweite Ruh gemerkt. Die dritte übermorgen. Wenn die sechste Ruh gemerkt ist in der Früh', wird am Abend wieder eine Rutte an das Fenster klopfen.

Die Zeit geht hin, die Kerben her. Einmal steht sie wieder vor der ersten Ruh und hebt die Hacke. Kerb an Kerb, kein Platz mehr auf dem linken Horn.

„Also das rechte“, lacht sie, faßt das andere Horn und —

„Marie!“ steht die Base auf einmal an der Stalltür, fast frohlockend.

„Was gibts?“

„Bei der Klöcklin drüben —“

„Weiß schon, die Geschecke hat gekalbt, schon gestern, ich hab' geholfen, hart ist es gegangen, gerissen ist der — der Strick —“

„Wenn's bloß das wär! Die Klöcklin selber hat's — hat's erwischt!“

„Was erwischt? Red' deutsch!“

„Dir komm' ich deutsch! Du brauchst mich anfahren, du!“

„Wenn du sonst nichts weißt — geh her, Bleß, zum Melken —“

„Im Bett liegt sie, die Klöcklin, schnaufen tut sie —“

„Das tu' ich auch.“

„Dir wird der Spott schon noch vergehen, meine Liebe. Schatten hat sie um die Augen —“

„Wird zuviel gearbeitet haben.“

„Von der Arbeit kriegt man keine Beulen —“

„Beulen!“ Der Kübel fiel. Milch verrann. Der kleine Milchsee glogte: Weißt nimmer, was das für ein Strick war, mit dem ihr gestern aus der Ruh das Kalb —? — Ein Strick halt, den ich in der Eil' — Ein brauner, gelt? — Braun oder anders, was ist viel an einem Strick gelegen. — Soll ich dich erinnern, was dran gelegen ist einmal: Eine Rutte. — Meinetwegen, was weiter! — Weiter? weiter ist dran gelegen, was der Klöcklin jetzt die Beulen auftreibt —

„Beulen!“ schrie sie nochmal, „du willst doch nicht sagen, Bas —!“

„Wer hat recht gehabt? Will ich sagen, sonst nichts.“ Und stampfte in die Stube.

Die zurückblieb, hob den Eimer auf und melkte weiter. Stoßweise. Verwundert dreht die Ruh den Kopf. Sie nickt ihr zu: „Gelt, Bleß, Beulen hast du auch schon gehabt? Da ist doch nichts dabei. Man stößt sich, kriegt eine Beule, die Beule vergeht, und deswegen macht man doch kein Geschrei, gelt? Und überhaupt, dann hätte es doch mich zuerst erwischt. Und ihn selber zu allererst. Hab' ich recht, Bleß, oder hab' ich's nicht?“

Eine Schelle läutet von der Straße. Sss — sss — sss — strahlt die Milch in den Kübel. „Gelt, Bleß, ist lang nichts mehr ausgeschellt worden“, scherzt sie, „bisch, paß auf, Bleß, daß du's verstehst.“

... und tuet der Magistrat Oberammergau kund und zu wissen, „kommt's gedämpft durchs niedere Fenster, „das Gehöst und Haus der Klöcklin ist zu meiden, maßen ist dort ausgebrochen die Pestilenz . . .“

Gemurmel auf der Straße und Schreien. Viele Füße trampeln. Flüche hört man. „Herr, es kann nicht wahr sein“, betet eine Weiberstimme, „Herr, erhöre uns — erhöre uns . . .“

Wieder schaut die Bleß verwundert um: Was hat die Dirn? Warum liegt sie denn auf einmal mit dem Kopf auf meinem Fell? Warum kraut sie mich? Nein, sie kraut mich nicht, sie verkrampft sich. Und wie kommt es, daß es auf mich tropft . . .

*

Oberammergau ist keine Insel mehr im Pestmeer, in Oberammergau geht selber die Pest um. „Hab' ich's nicht gesagt!“ sagt ein jeder geschreit. Der hat sie kommen sehen durch die Luft herreiten, dem ist es gewesen in der Nacht, als schleckt eine große graue Zunge ins Gassert, wo die Klöcklin haust. „Nicht wahr ist es“, sagt ein dritter, „auf der Ammerbrücke bin ich gestanden, als auf einmal Blasen aus dem Wasser gestiegen sind, groß wie Rindsköpfe — aus der Hölle ist die Pest rausgekommen.“ Und wieder einer hatte sie vom Berg heruntersteigen sehen „mit Zäh'n sehen“, „mit Zäh'n auf der Stirn und das Gesicht im Genick, so wahr ich da steh“, Zaches!“

Der Zaches lachte nicht. Der Bürgermeister hatte ihn gestellt: „Jetzt hast du, was du gewollt hast!“

„Gewollt hab' ich sie nicht. Was aufgelegt ist, ist aufgelegt, hab' ich gesagt.“

„Geh' mir weg mit deinen kalten Sprüchen!“

„Das ist nicht kalt, wenn ich nicht kalt bin.“

„Wenn du nicht kalt bist, hilf! Den Baderwaßl dreht's vor Angst.“

Der Zaches half. Der Zaches tat den langen Baderkittel um, stülpte eine Haube ums Gesicht, schnitt Löcher über Mund und Augen, feuchtete die Lippen an mit Essig, trat, die brennende Kerze in der Linken, an die Betten: „Laß dir die Rissen richten, Rendlmartl . . . Schnauf' auf die Schwefeldämpf', Zäzilie . . . Nur nicht fürchten, Zwinkl Misi . . . Packen wir sie an, die Pestilenz, sonst packt sie uns an, Jocher-Michl . . .“

Und wenn gar nichts helfen wollte, half ein Spaß doch noch zu einem matten Augenblinzeln: „Sterben muß ein jeder, schau, Korbini, dann wird's dir auch nicht gleich das Leben kosten . . .“

Blieb aber Graufiges genug, wenn es aus den Ammergauer Häusern wimmerte. Wenn der Zaches, in der Hand das Holzkohlenstückel, Haus um Haus besuchte und das schwarze Kreuz an die Türen malen mußte.

Die schlugen ihm die Kohle aus der Hand: „Ob du es weg tußt, Schinder!“

„Schöpf, sei geschick, es hilft nichts, wenn die Pest —“

„Die Pest? Du Rindvieh! — Wenn sie doch nur ein bißel schwach ist, die Mutter!“ Und derweil sie an der Tür rangen, lachte drin der graue Gast.

„Zaches“, kam vom Zwölferrate einer übern Platz gelaufen, in der Hand die Schelle, „Zaches, den Gemeindediener hat das kalte Fieber.“

„Weiß schon, die Angst, sonst nichts.“

„Die Schelle ist ihm aus der Hand gefallen, wollt ihr nicht — dort kommt er schon, der Pestkarren.“

Und der Zaches nahm die Glocke und schellte vor dem Totenkarren her. Wenn er den Arm hob, verzerrte sich das schwarze Kreuz auf seinem weißen Kittel, schnitt Grimassen, wühlte sich hinein in Falten, krümmte sich in Qualen auf, indeß der Zaches eintönig den Pestspruch plärrte:

„Auf die Seiten, Leut' auf die Seiten!“

Die Pest kommt von der Weiten,

Die Pest kommt von der Näh' —

Gelobt sei in der Höh'

Der Herrgott und der Herr Jesu Christ,

Der unseren Seelen gnädig ist —

O, schmeiß' die Pest auf unsern Mist . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung von Seite 2.)

Buch gucket, dā ar war an Rosenbusch vorbei un hatt nisch geſahe. Do mußt doch ſei „Männer“, dar drei Schritt hinnern har trottel, dr Geier plogn, dōrn ſtiehe bleibn un ſei Roſ' ſpieln laſſen. Verteigel noch emol, nooch wos roch dos dā dohiertn? Ar kannt dch alle möglichen Geruch, aber ds hier kannt'r net. Ar machet ſich ganz lang un ſchub ſeine ſeine Roſ' unnern Strauch nei, do klabetn ſu e brauns Rüttel quar übern Roſenlöchern. Mit ſu en krumme Pfötel wollt'r ſich wagwiſchen, do hings aa dōrn feſt. Ihe ſog'r ne Bugel, dar Droht drüüm machet ne ſtuhig, drüüm ſing'r aa ze knurren. Ru pfiſſt dr Färſchter, Mānne wollt aa ſolgn, do hing ſu e Rüttel an en Ohr, e annersich an Schwanz. Do wur 'r aber ganz verwärrt, drehet ſich in Kreis un haſchet nooch ſein'n Schwanz, do wurden's immer mehr Rüttel, wutig ſing'r aa ze beſſen. Ru kam dr Färſchter zerück un blieb wie agewurzelt tratn. Wuhl e fuchzn (fünfzehn) Rüttel klabetn an dan Mānne, an ſein'n Fall, ſein'n Dachshaarhalsband, niſcht wie Rüttel, Beim, Groſhalmle, Häbkraut un Moos. In dan Drohtbeierle ſtattret dr Hamſlig, doß de Faderen wag flugn. „Hagelſchodſchwere“, infame Bande, wenn ich dan Kerl erwisch, ſchieß ich ihn einfach übern Hauſen, komm her, Mānne! Zum Kuckuck, da halt doch mal ſtill!“ Ja, dos war lächt geſagt, aber net gemacht. Dr Hund mocht denken, ar hätt wos Dummes ageſtellt un troch nu egal auf'n Bauch um ne Färſchter ſeine Fuß rim. Bei dare Dreherei fiel ne Färſchter de Pfeiſ aus'n Maul, ar jappet drauf, „knads“, wag war dar ſchiene Meerſchaumlopp. Aber nu erſt die But! Eſu wos von Schimpfen hatt dr Ernst ſei Labſtog net gehört, net emol in Zwick bein Soldatn. Sei Faldwabel hatt's doch aa bei kenn Rümmlaſer gelernt, aber gegn Färſchter blieb'r nār e Pfuſcher. Ru dar ſtammet aa dōrn unten von dr preiſſiſchn Grenz rauf. Mānne war vir Schrad gelei' auf'n Rücken geſalln un ſtrecket de krumme Pfötle in dr Höh. Sei Herr drehetn rüm un hotn nu ſu gut oder ſu ſchlacht, als 's giehe wollt, ageſlaamelt, de Rutten, Moos un Groſhalmle waggezuppt. Eſu, dr Hund war nu zur Rut gerännediert, aber nu ne Färſchter ſei Händ, alles ſtrohet vir Bugelleim, un wos 'r apaket, war ſlabrig. In Arger fuhr 'r ſich aa emol durch'n Schnauzbart, nu war aa dar noch mit Bugelleim gewichſt un en gewichſtn Bart konnt'r virn Tud net leiden, ar trug ne immer brät überſch Maul reigekämmt. Do ging dr Krach aufs neie lus: „Eſu eine Schweinerei, alles beſchmiert man ſich, nun ſehſe ich noch aus wie ein gewichſter Stuger!“ brüllt'r. Dr Ernst, dar durch de Zweig blinzlet, muß ſich 's Lachen verbeißen. Mānne, dar dacht, ar wār an ganzen Ugelück ſchuld, zug ne Schwanz ei un ſchlich ſich drvu nei noochn Staadel zu. Dr Färſchter kriegets gar net wag, dā dar hatt ſich 's Beierle hargelangt, drehets ümedüm un ſuchet, ob net ebber ā Name oder ſonſt e Zāchn eiſgeſnieten wār, wu 'r draus ſahe könnt, wan's gehöret. Niſcht! Eſu e Beierle konnt'r in jeden Haus finden. Ar machet 's Türle auf un dacht, dr Bugel wür gelei' forſchießen. Dar aber gucket dan bartign Māa aa un konnt's net begreifen, doß 'r frei ſei ſollt. Do verlor dar de Geduld un ſchütteln raus. Mühsalig ſlog dr Bugel bis auf die Fichteln, wu dr Ernst drumnerſtoſt, virn Wagniß ſam'r net wetter, war er doch fünf Gahr net geſſog. Aber die Fräd, frei! Do lieh'r de Faderle an ſeiner klān Rahl aufſaafen un hot ſei Liedl nausgeſmettert, ſu ſchie als 'r ſich nār konnt. Dr Ernst hat Rut, ſtill ze halten, ſei letzter Bugel, ſei Hamſlig, gelei hein hätt'r mögn. Dr Färſchter haet nu dos Beierle hie auf'n Erdsbuden un trampet drauf rüm, bis 's brät war. Dann ruffet'r ſein Mānne: „Mānne, ſuch, ſuch!“ War net höret, war dr Hund, dar ſchie lang in Wald verſchwunden war. E neies Donnerwatter brach lus; nu ſing'r ſalberſcht aa ze ſuchen, aber dr Ernst hat Glück, ar fandn net. Do gucket ſich dr Färſchter ſeine klārigen Händ noch emol aa un machet nu aa noochn Staadel nei. Dr Hamſlig hot's nu noch emol mit'n Fliegen verſucht un is hinner dan annern Hamſting har nooch'n Wald naus! Dr Ernst blieb noch e Welle ſtill liegen, nocherts ſchlich'r wieder nüber nooch ſeiner Mutter ihrn Fald; dort uſchet 'r ſei Wortzeig raus aus'n Fichteln un machet nu noch e Grabn an der Seit nunder. Do läutet's drinne in Staadel 's Mittogs-glöckel un ne Ernst ſei Mogn erinnertn dra, doß 'r aa net ganz vergaſſen ſei wollt, dā ar hatt doch bei dan ganzen Theater net emol wos zum Fröhſtück kriegt. Ernst packet zamm, ging ehemu, hot gaſſen, ſich drnooch in ſein'n alten hölzern Strumpwārkerſtuhl geſetzt un hot ſein'n ganzen Arger nei in dr Arbeit gelegt. „Tān—tān—tān—tān—raach—tāntān—tāntān—tāntān—raaaah“ gings bis ſpöt an Dōnd. Seiner Mutter gob'r ſette kurze, abgehackte Antworten, doß die gelei wagkrieg hot, 's war wos Beſonnereſch lus. Se vermiſſet doch aa ne Hamſlig, mocht aber aa net naſterln, dā dos muß ſe, wenn ihr Gung net wollt, gucketr net rüm. Se is vir Reigier bal verquackert. Eſu gings bis zen Sonntag. Do ſuchet'r ſich Holz aus dr Schupp, ſchnihet lauter Stable, wuhl e Ehl lang, bohret Bächle nei, jappet ſe zamm. Do ſog doch de Mutter, doß dos 's Geripp zu en gruſtmächtign Bugelbauer warn ſoll un ſoget gelei vir Schrad: „Nu ſog mr nār in aller Waſt, du wiſſt wuhl Kuhhufen do neſſern?“

„Nā, Bugeln“, ſagt dr Ernst. „Du biſt wuhl olber, du wiſſt wuhl ne halbn Wald ausreime?“ blöſetn aaa. Do ſat dr Ernst ordentlich feierlich: „Nā, Mutter, hie nār gut, Waldbugeln ſperr ich net meh' ei, die gehōr'n in Wald, dos hot mr mei Hamſlig an Montag in de Ohrn geſunge, wie 'r über mir in de Fichtle ſoß un ſei Abſchiedsliedl ſchmettet. Ich ho ne de Fräd richtig agemerkt über dar Freihāt, un wie gut hot dar'ich bei uns gehatt, aber wos 'r in Wald hot, bei ſeiner Freindſchaft, dos ka ich ne net gabn. Un ihe mach ich mr meine Bugeln ſalberſcht, dos hääht, ich richt mr ene Kanariſzucht aa, dā wos Labdigs muß ich hobn. Dos dohiertn is dr Heſtbauer, un wenn mr de Sach geroten tut, ſaa ich noch Bugeln verkaafen.“ Do hot de Mutter ihrn Ernst beim Kopp genome un hot'n en arthafign Schmah gabn, Dr Ernst gucket ſe ſu drſchrokn aa, wie ſei Hamſlig ne Färſchter, dā ſuwos war ne ſeit dr Konfirmatiu net paſſiert. Ar hot Glück mit ſeiner Zucht un konnt viel gahle Wägeln verkaafen. Bugelſteln ging 'r net mehr. Dr Färſchter un aa dr Ernst ſabn alle beede net meh, drim ka ich die Geſchichte ihe drzehln.

In dr Elſterbaud

(Lied von R. Mling.)

War mit unnern Erzgebirg vertraut,
dar kennt aa die ſchiene Elſterbaud,
die an Kupperhübl luſtig ſiecht
un gar freindlich weit ins Land neſiecht.
Ja in dare Baud is 's ſei aa ſchie;
drim ſoll jeder Erzgebirger gieh
dorchie, wu's de beſten Haamilfreind
in Gemüthlichkeit oft lang vereint.
Ja in dr Elſterbaud do is 's gut ſei,
do gieht's halt immer laut bei Bier un We',
bei Muſik un Geſang ward heh getrieben,
ſulang halt 's Gald noch langt — ward dogebliedn.

War e Freind von ſchiener Ausſicht is,
dar genieht ſe do ubn ganz gewiſ;
aber ſollt emol dr Nabel liegen,
ka ar ſich in dare Baud vergnāgn,
denn do kriſt mr ſei de ſchōnſten Maad
aus dr ganzen Haamil weit un braſ,
un do freit mr ſich dra gerod wie toll,
— ſu e Ausſicht gib't's net überol.
Ja in dr Elſterbaud, do is 's gut ſei,
do gieht's halt immer laut bei Bier un We',
bei Muſik un Geſang ward heh getrieben,
ſulang halt 's Gald noch langt — ward dogebliedn.

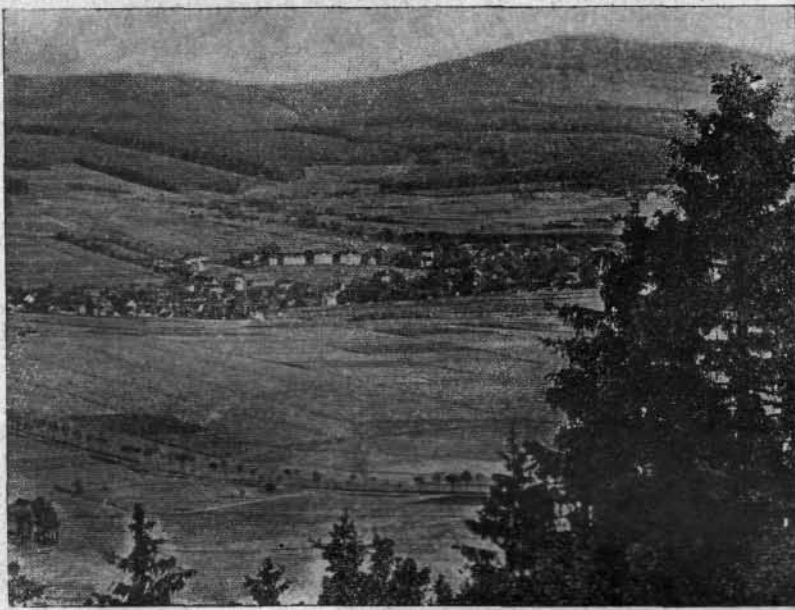
Aa de Jäger komme do oft zezamm,
weil ſe do ihr Jägerſtubl habn;
do ward aa e gu'ts Latein verzappt,
wos nu ſchlieſſlich jeder ſalber gelabt. —
Un is do e Lehrerkonferenz,
ka's paſſiern ſu mancher Intelligenz,
wie ihrn Schülern, die tā Aufgab ſchreiben
doß ſe ſalber aa ka — ſiken bleibn.
Ja in dr Elſterbaud, do is 's gut ſei,
do gieht's halt immer laut bei Bier un We',
bei Muſik un Geſang ward heh getrieben,
ſulang halt 's Gald noch langt — ward dogebliedn.

E gu'ts Aſſen is do aa ze hobn,
dos muß wirklich jeder Könner lobn;
mit'n Bier un We', Kaffee un Tee
ſei de Wirtsleit wirklich „of de Höh“.
Will mr tanzen — un es is noch Naß,
ka mr feſt aufſchwafeln mit ſein Schach;
hot mr dann amende ne Zug verſacht,
ka mr aa noch dort bleibn über Naht.
Ja in dr Elſterbaud, do is 's gut ſei,
do gieht's halt immer laut bei Bier un We',
bei Muſik un Geſang ward heh getrieben,
ſulang halt 's Gald noch langt — ward dogebliedn.

(Fortsetzung von Seite 6)

mor ab. Im vorigen Jahrhundert wurde dieser Bruch als Kalkwerk betrieben 1898 mußte man es einstellen. Der seit fast 20 Jahren bestehende Schnitzverein hat das Kalkwerk in Holz festgehalten. Auch die bekannte „Wolfsner Mühle“ ist im Schnitzkunstwerk entstanden. Alle diese Stücke offenbaren die tiefe Heimatliebe der Crottendorfer Basiler und Schnitzer, denen das schlichteste Heimatmotiv gerade gut genug ist zur volkskünstlerischen Gestaltung.

Der Ort wird sich immer mehr zur gesuchten Sommer- und Winterfrische entwickeln. Das 1913 erbaute Wannenbad (Crottendorf hat ein Wannenbad!) entbehrt nicht neuzeitlicher Einrichtungen. Im vorigen Jahre wurde vor dem Bade eine 10 000 Quadratmeter große Grünanlage geschaffen. Die Formung des äußerlichen Ortsbildes ist völlig an den zunehmenden Fremdenverkehr angepasst. Sogar drei Freibäder sind da. Das umliegende Skigelände ist für jeden Wunsch geeignet. Die Verkehrsverbindungen sind ausgezeichnet. U. a. besteht RVO-Verbindung mit Chemnitz. Zwei Bahnhöfe im unteren und oberen



Crottendorf vom Scheibenberg aus

Teil der Gemeinde machen die Eisenbahnbenutzung bequem. Wir haben uns ehrlich gefreut, dieses liebenswerte Crottendorf besucht zu haben. Irgendwo fanden wir die Anschrift: „Aus'm Harz'n de Haamit kimmt unner Gruß: Heil Hitler!“ Das sind klare und schlichte Worte, die ungemein anheimelnd berühren. Vielleicht die Krone aller Crottendorfer Heimatinnigkeit wurde uns vom begeisterten Bürgermeister beschert. Er zeigte uns an einem wundervollen Bilde des Kunstmalers Wagner aus Leisnig, wie einzigartig sich das lange Dorf in die Landschaft einpaßt. Das für das Sitzungszimmer gemalte Delgemälde bietet den Blick vom Schießnach dem Scheibenberg hin. Wagner war Gast in Crottendorf. Die Herzlichkeit, die das Werk ausstrahlt, ist das Echo, das die Crottendorfer Landschaft in einem empfindsamen und empfänglichen Menschenherzen auslöst. Die Freude über die Schönheit von Erde und Wald, Feld und Siedlung mit einer der ältesten Kirchen des oberen Erzgebirges haben dem Künstler Hand und Pinsel geführt und ein farbenfrohes Werk entstehen lassen, das jeden Beschauer und Heimatfreund tief erfreut!

(Die im vorstehenden Artikel eingeflochtenen Bilder wurden uns freundlicherweise von der Gemeinde Crottendorf zur Verfügung gestellt.)

* * *



Waldpartie im Staatsforstrevier Crottendorf (Erzg.)

Ursprung des Namens Crottendorf

Der Name des Dorfes Crottendorf würde richtiger „Crodendorf“ zu schreiben sein, da der Ort seinen Namen dem Gözen Crod o verdankt, welcher am östlichen hohen Gebirge, auf den Klippen der Wolfs- und Liebensteine, lange nach Einführung des Christentums noch verehrt worden ist. Denn als man im Orte eine Kirche bauen wollte, suchte dies der Heidengott in Gestalt des Teufels zu verhindern. Er riß das am Tage aufgeführte Mauerwerk in der Nacht wieder ein und das Bauholz schleppte er weit bis an das andere Ende des Dorfes. Da ging einst ein frommer Priester zu derselben Zeit vorüber, als die Bauleute eben beschäftigt waren, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Derselbe segnete das sämtliche Holz und Baumaterial und nun mußte der Göze dasselbe in Ruhe lassen, u. der Bau wurde vollendet.



Der Wald im Winter

Mit Preßnitzer Musikanten in Griechenland

Da es mir vergönnt war, in meiner Jugend mit einer Preßnitzer Musikkapelle den Orient zu bereisen, so sind mir die Eindrücke, die Land und Leute dort auf mich ausübten, noch heute recht gut in Erinnerung, obgleich seit dieser etwa vier Jahre währenden Reise nunmehr schon über dreißig Jahre vergangen sind. Vor allem ist es die österliche Zeit, welche meine Erinnerung an diese unvergeßliche Reise immer wieder wachrufen, zumal in Griechenland gerade Ostern als das größte Fest des Jahres gefeiert wird.

Schon die vorhergehende Fastenzeit, welche von den Griechen sehr streng eingehalten wird, zeugt von einem freiwilligen Verzicht auf Genuß und Lustbarkeit, um dafür aber die Osterfeiertage um desto festlicher begehen zu können. Während der Fastenzeit wird fast jeder Fleischgenuß vermieden, die Nahrung besteht gewöhnlich aus Brot, Gemüse, Oliven, Hülsenfrüchte und Obst und in der Karwoche, hauptsächlich am Karfreitag, meist nur aus Brot und Wasser.

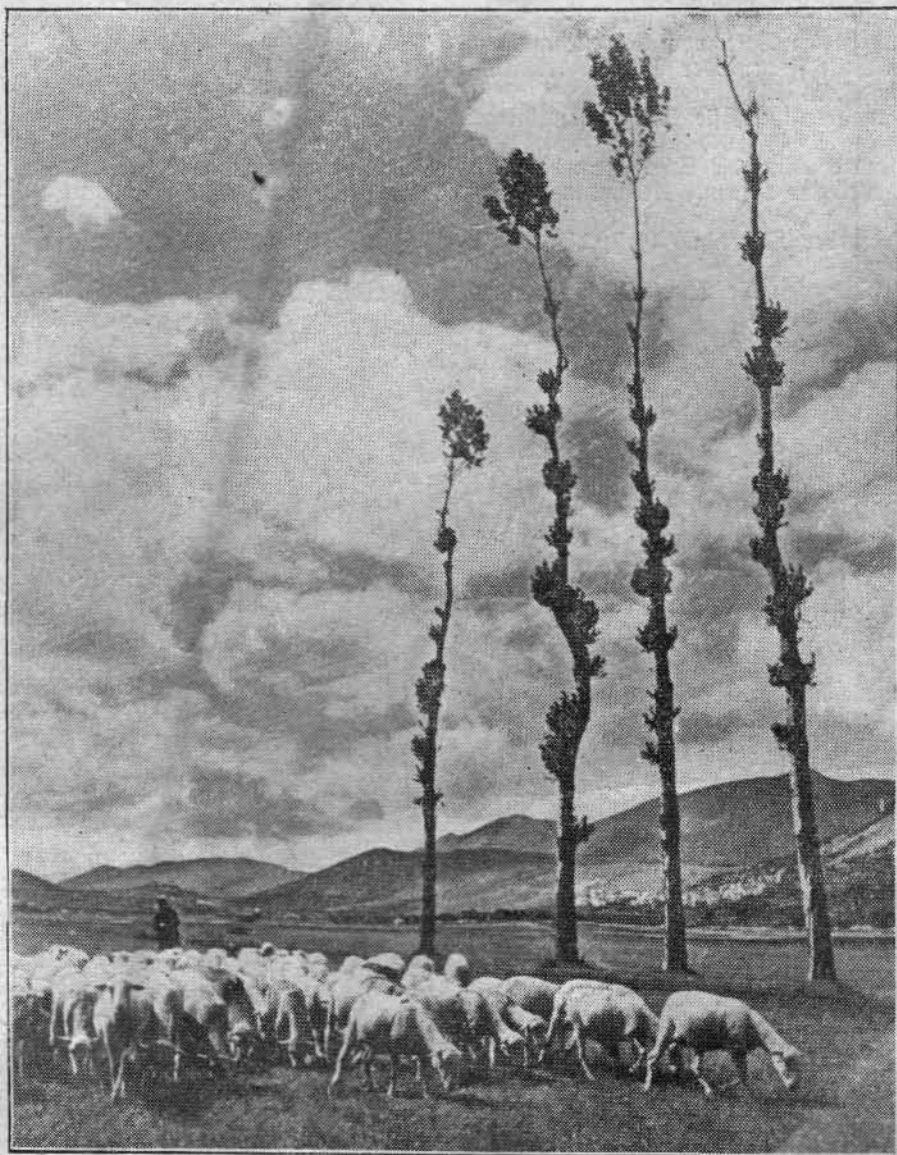
Die Griechen meinen, als Orthodoxe, d. h. Rechtgläubige, müssen sie auch das Fastengebot streng halten und nehmen das Fasten als etwas Selbstverständliches hin.

Auch gibt es Griechen, die sich am Karfreitag jeder Speise enthalten, und solche, welche an diesem Tage nicht rauchen, obwohl sie leidenschaftliche Zigarettenraucher sind.

Zum Zeichen der Trauer werden in den Wohnungen Bilder, Spiegel und sonstiger

Zierrat verhängt oder unsichtbar gemacht, um ja keine Freude aufkommen zu lassen. Nach ihrer Meinung gibt es „ohne Fasten — kein Fest“. Zum Karfreitag wird am Abend auch die feierliche Grablegung Christi veranstaltet, welche besonders in Athen in würdiger Weise durchgeführt wird. Da wir in der Karwoche nicht spielen durften, so hatte ich Gelegenheit, einer solchen Trauerfeier mit beizuwohnen. Unter bengalischer Beleuchtung bewegte sich der gewaltige Trauerzug durch die Hauptstraßen zur Metropolkirche und wurde der betreffende Straßenzug von berittener Polizei von jedem Verkehr freigehalten, während auf den Bürgersteigen Tausende von Zuschauern die Ankunft dieses Zuges erwarteten. Ungefähr um 8 Uhr war aus der Ferne gedämpfte Musik zu vernehmen und war ich freudig darüber erstaunt, als ich beim Näherkommen derselben die bekannten und ewig schönen Klänge des Beethoven'schen Trauermarsches vernehmen konnte. Vom südlichen Sternenhimmel hoben sich die herrlichen Konturen der Akropolis, gleich einer Grabsburg ab, die auch schon unseren Beethoven zur Schöpfung seiner

„Ruinen von Athen“ begeisterten. Noch nie hat dieser Trauermarsch auf mich einen so tiefen Eindruck gemacht, wie damals in den nächtlichen Straßen Athens. Hinter diesem Musikzug von etwa 50 Mann schritten in würdiger Haltung und prächtigen Kirchengewändern viele Popen und Kirchengrößen mit ihren langen Bärten, dahinter folgte eine Anzahl weinender Frauen, darauf der von sechs Rappen gezogene Leichenwagen mit dem aus Wachs dargestellten Leichnam Christi. Nun folgten mehrere Staatskarossen mit König Georg, der Königin Olga und den Prinzen u. Prinzessinnen, hinter denen die Generalität u. Staatsmänner fuhrten oder ritten. Hier auf reichte sich eine Kompanie der Jastanelli in ihrer malerischen, traditionellen Uniform. Den Schluß bildeten Vereine und das nach Tausende zählende Volk. Zeigten die vielen Teilnehmer bei der Grablegung tiefste Ergriffenheit, so prägte sich am Karfreitag bei der Auferstehungsfeier bei allen die hellste Festesfreudigkeit aus. Nun war der Bann gebrochen. Nachdem aber in den Kirchen von den Priestern das erlösende „Christe anesti“ (Christus ist erstanden!) gerufen worden ist, wälzt sich dieser Ruf vom Volk aus lawinenartig weiter u. gilt als Auftakt zur festlichen Osterfreude. Nun findet eine feierliche Prozession durch die illuminierten Straßen und Plätze statt, wobei überaus viele Freudenstöße fallen. In ihren Jubel umarmen sich die Leute, ob Mann,



Frau, Mädchen oder Greis u. geben sich den Osterkuß. Nach der Auferstehungsfeier hebt nun eine Schmauserei an, welche für das lange Fasten vollkommen entschädigt. Mit klingenden Weingläsern, Christe-anesti-Rufen u. freudigen Gesängen wird nun dieses langersehnte Osterfest eingeleitet. Die Hauptmahlzeit des Ostersonntages bildet das traditionelle Osterlamm, das in keiner Familie fehlen darf, und zwar wird das junge Schaf an einem drehbaren Spieß über Holzkohlenfeuer gebraten u. reichlich mit Fett, Olivenöl, Gewürzen u. a. beträufelt, wodurch es einen delikaten Geschmack erhält; Osterbrot, reichlich Salat und Gemüse bilden die Zuspense. Selbstredend darf dabei auch der köstliche griechische Wein nicht fehlen. Familien, die die Ostermahlzeit daheim nicht abhalten können, ziehen ins Freie, wo sie meist unter blühenden Bäumen dieser Osterfreude huldigen.

Nachdem diese Osterbräuche in Griechenland schon seit altersher eingebürgert sind, so ist wohl anzunehmen, daß sie auch heute noch in dieser Form eingehalten werden.

R. Illing.



(Urheberrechtsschutz durch Verlagsanstalt Manz, München.)

(17. Fortsetzung.)

Die Kathl ist hochgefahren im Bett, vor Schreck und vor Freude bleibt ihr fast das Herz stehn: Der Sepp! Vielleicht kommt er jetzt, weil sie ganz allein ist!

Lauflos springt sie aus dem Bett, sie hat ja den Riegel vorgeschoben.

Fast zugleich mit ihr sind draußen die Schritte an der Tür. Sie hört ein schweres, unterdrücktes Atmen. Nein, das ist nicht der Sepp!

Jetzt tappt die Hand an der Tür hin. Fast die Klinke. Gottseidank ist der Riegel zu.

Eine Schulter stemmt sich gegen die Tür. Sie beginnt zu knarren. Und dazwischen ist ein wildes, heißes Schnaufen.

Zeise, sie weiß es selber kaum, fassen ihre Hände nach den Türbrettern und stemmen sich dagegen.

„Nach auf,“ hört sie jetzt eine rauhe, heisere Stimme. Der Ferdl ist's! Sie hat's ja gewußt! Ihre Knie zittern. Aber sie sagt kein Wort. Mit aller Kraft preßt sie sich gegen die Tür.

„Nach auf oder i renn die Tür ein!“

Sie gibt keine Antwort. Sie müht sich, ihren Atem zu verhalten, daß er sie nicht hört.

Da wirft er sich gegen die Bretter. Zitternd klirrt der Riegel, doch er hält. Und sie selber zittert am ganzen Leib.

Wieder wirft er sich dagegen. Und da — da biegt sich langsam das Eisen. Sie spürt es, sie fühlt es mit den Händen. Bei jedem Stoß biegt es sich mehr, wie sehr sie sich auch dagegen wehrt. Schon hört sie durch den immer weiter aufklaffenden Spalt ganz nah das erboste Schnaufen — wie von einem wilden Tier.

Und wieder ein Stoß. Stärker wölbt sich der Riegel. Nur noch ein zwei Mal, dann . . . Sie fängt zu beten an.

Krachend biegt sich das Eisen, nur ganz wenig hängt es noch. Da schreit sie auf, laut und gell:

„Sepp!“

Und auf einmal sind andre Schritte draußen und eine andre Stimme:

„Du Hund, an Muckser und i knall die übern Haufn!“

Der Sepp, jubelt es in ihr, während ihr die Knie weg-sinken wollen. Dann hört sie einen dumpfen Aufschlag, einen unterdrückten Aufschrei und das Poltern eines schweren Kessels, der auf den Boden schlägt. Gleich drauf einen scharfen Schuß und fliehende Schritte, die von ihrer Kammer weg ins Freie springen.

Mit letzter Kraft öffnet sie die Tür. Dann kann sie nimmer und sinkt halb über die Schwelle hin.

Da ist schon der Sepp bei ihr und hält sie:

„Hat er di so erschreckt! Aber jetzt ist er weg, der Lump.“

Ein unterdrücktes Stöhnen ist in seiner Stimme, und etwas kaltes, Warmes tropft ihr ins Gesicht.

„Mein Gott, du blutest ja,“ murmelt sie.

„Der Lump!“ poltert er rauh. „Den Kaskessel hat er mir an den Grind geschmikh. Sonst wär er mir nit auskommen!“

„Armer Bua,“ flüstert die Kathl. „Wart, i bind di ein.“

Jetzt hat sie auf einmal wieder Kraft in sich. Sie richtet sich auf und tappt nach den Zündhölzern auf der Bank. Sie zündet die Kerze an und sieht, daß ihm ein breiter, geschwollener Striemen über den Kopf und die halbe Schläfe läuft. Und wie sein Gesicht bleich ist vor Schmerz.

Hastig geht sie an ihm vorbei in die Kammer und holt ein Stück saubere Leinwand. Die taucht sie in den Wasserkübel und bindet ihm dann ganz behutsam den Kopf ein.

„Na, auf, jetzt wird's gleich besser!“

„Ja, fein kühl ist's“, sucht er zu lächeln und schauert zusammen.

Aber da reißt er sich auf einmal auf. Hart beißt er die Zähne zusammen, daß an den Backen die Sehnen springen, und schüttelt den Kopf.

„Na, i muß auf. I muß aufpassen auf den Hund.“

Er klabt die Büchse auf, die an der Bank hingerutscht ist. „Jetzt gib's aber kein Pardon mehr. Wenn er mir nachstellt, dann ist mir das gleich, denn i kann mi wehrn. Aber einem Dirndl — das ist ja a wilds Viech. Aber verlaß di auf mi, Kathl!“

Taumelnd geht er durch die Tür.

Sie aber fühlt, warum er geht. Daß er nicht bei ihr sein will. Und sie sinkt nieder aufs Bett und verbirgt aufschluchzend ihr Gesicht im Kissen.



An die berühmte Tradition der Schwedenfilme knüpft das Filmwerk „Der dunkle Ruf“ an, dessen Handlung im hohen Norden, im Land der Rentiere spielt.

(Multipler-Mische der Tobis.)

Am nächsten Morgen holt der Amerikaner das Zeisele wirklich ab. Noch ehe die Uhr drin in der Stube neun Uhr zeigt, geht er durch das Gatter auf das Häusl zu. Er hat noch einen andern Herrn mit, der ein paar Schritte hinter ihm daherkommt und fast vornehmer aussieht wie er selber.

Aber das Zeisele hat nicht Zeit, darüber nachzudenken, denn es ist ihm ganz wirblich zu Mut. Vor lauter Herzklopfen ist es immer wieder aufgewacht und ist lang vor seiner Zeit aufgestanden. Es ist aber auch keine Kleinigkeit, wenn man nach Amerika soll. Nach Amerika — nein, da will es ganz und gar nicht hin, so weit weg vom schönen Zillertal! Es wird's dem Herrn schon sagen, daß es einfach nicht kann. Aber ins Jagdhaus — das ist ganz was anderes! Es möchte das prächtige Haus ja so gern einmal von innen sehn. Und vielleicht ist auch der Jäger dort, der Sepp. Sie spürt einen ganz feinen Stich in der Brust.

Schon ist der Herr im Haus. Die Mutter spricht mit ihm und macht ihm dann die Stubentür auf: „Wo bist denn, Zeisele? Sie ist ja schon lang fertig. Sie hat's gar nimmer derwarten können.“

„Zeisele,“ sagt der Amerikaner und gibt dem Dirndl die Hand. „Jetzt komm ich dich holen. Weißt du was? Du bleibst gleich ein paar Tage bei uns im Jagdhaus, ich hab mit der Mutter schon geredet und hab auch gleich meinen Tommy mitgebracht, daß er deine wichtigsten Sachen trägt. Wir sind eben ein wenig fix mit unseren Entschlüssen, wir Amerikaner.“

„Jessas na,“ kann das Zeisele bloß sagen und ist wie versteinert vor Überraschung.

„Ja, Zeisele,“ lacht er, „ist das so schlimm?“

Da schüttelt es heftig den Kopf. Vielleicht könnt es ihn

sonst noch reuen, und es möchte doch so gern den Seppl . . . Es schaut die Mutter an. Die nickt ihm lächelnd zu.

„Der Jonny ist schon ganz ungeduldig, daß er deine Sachen tragen darf,“ scherzt der Amerikaner.

„Jessas na,“ entfährt es ihm noch einmal und es fängt vor lauter Eile zu zappeln an. Wie könnt es auch den feinen Herrn Jonny warten lassen. — Aber gleich hält es verlegen ein, schaut den Amerikaner, den Jonny und dann die Mutter an: „Was . . . was für Sachn soll i denn mitnehmen?“

„I hilf dir,“ sagt die Mutter schnell und nimmt es an der Hand. Und zieht es mit sich zur Tür hinaus, daß sich das Dirndl nicht ganz blamiert. —

„Na, wie gefällt dir unser Gast?“ frägt der Amerikaner lächelnd den Jonny, der mit seinem unbeweglichen Gesicht da steht.

„O very fine,“ entgegnet der und verzieht kaum den Mund. Wenn er so vornehm englisch spricht, dann ist er gänzlich eingefroren. — Aber er wird schon noch aufstauen, wenn er das Dirndl erst länger kennt! Vorläufig scheint ihn die Armut zu stören. Gegen Armut und mangelhafte Umgangsformen hat diese amerikanisierte Seele nun einmal eine unüberwindliche Abneigung.

Es dauert nicht lang, bis das Dirndl wieder zurückkommt. Es hat sich für die Reise ein seidiges Tüchl mit lauter Rösln drauf um den Kopf gebunden. Darunter schau die schwarzen Zöpfe heraus, als wären sie neugierig auf die große Welt. In der Hand hat das Dirndl ein buntes Tüchl, in das es alle seine Sachen eingepackt hat, ein frisches Hemd, zwei Sacktücheln und was man eben so braucht, wenn man in die Fremde geht. Die Mutter hat ihm geholfen dabei.

Reise kommt es zur Tür herein, als traute es sich garnicht recht. So drollig schaut es aus, das kleine Dirndl, das seine erste Reise tut, daß dem Amerikaner ein lustiges Zwinkern in die Augen steigt und daß sich sogar der aristokratische Jonny eines Schmunzels kaum erwehren kann.

„Schon fertig?“ geht ihm der Amerikaner entgegen. „Das ist aber fein. Da kannst du Jonny gleich dein Gepäck geben.“

Es nickt und tut einen kleinen Schritt auf den Jonny zu. Aber gleich bleibt es wieder stehn und schüttelt den Kopf. Wie kann man einem so feinen Herrn etwas zum Tragen geben!

„Na, i . . . i trag's selber.“

„Jonny, los!“

„Yes, Sir!“ Mit spitzen Fingern nimmt er das Gepäck.

Da schämt sich das Zeisele noch mehr. Und es schämt sich auch seiner armen Kleidung neben dem vornehmen Jonny.

„Lieb schaust du aus, Zeisele,“ will es der Amerikaner aus seiner Verlegenheit befreien und lockt damit ein ganz leises Lächeln auf dem verschüchterten Gesichtlein hervor. Wart nur, Jonny, du bekommst heut noch einen Vortrag zu hören über den Umgang mit Menschen!

Auch die Mutter nickt ihm dankbar zu. Ihr tut's ja mit ihrem Dirndl weh, daß sie so arm sind. Bisher hat das Zeisele ja nicht viel davon gemerkt, denn seine Gedanken sind ja über das kleine Walddhäusl und die lichte Wiese darum nicht weit hinausgekommen. Und sie hat ihm ja den Schatz ihrer eigenen Erinnerung und die an ihren Vater gegeben. Aber jetzt — jetzt steht es am Scheideweg. Sie hat schwer, schwer gekämpft die Nacht mit sich und ihrer Schucht. Ist ja auch ein weiter Weg nach Amerika und es kann viel, viel geschehen draußen in der Welt. Und ob das Zeisele dann wieder in das kleine Häusl zurückfindet? — Aber nein, jetzt darf sie nicht an sich, nur an das Dirndl muß sie denken. Und ist's nicht am besten so dafür? Vielleicht war es in der Einsamkeit noch ganz verschoben geworden? Ist's nicht jetzt schon viel besser, ist's nicht jetzt schon

wieder voll frischer Freud und ist doch zuvor so unglücklich und so wirr gewesen? Ja, es ist schon recht so!

Sie drückt dem Dirndl ein Kußl auf den Mund und dreht es dann zur Tür hinaus.

„Geben S' mir gut acht drauf,“ gibt sie dem Amerikaner die Hand. Ihre Stimme zittert ein wenig dabei. Auch dem Jonny, der mit dem Binkle als letzter die Stube verläßt und dem nicht ganz wohl ist bei der Sache, gibt sie noch schnell die Hand.

Das Zeisele muß sogar heimlich eine Träne zerdrücken, als es neben dem Amerikaner auf den Wald zugeht. Es ist ja noch nie fortgewesen von daheim.

Als sie aus dem Wald auf die Straße kommen, steht plötzlich ein Auto da. Ein ganz wunderbares Auto, das schier so glänzt, als wenn es aus Silber wär. O, so etwas Feines hat das Zeisele noch nie gesehen!

Und dem Amerikaner gehört es, denn er macht ganz einfach die Tür auf. Mein Gott, muß der reich sein!

„Darf ich bitten,“ sagt er jetzt und hält ihm wie einer Dame die Tür auf.

Erst traut sich das Dirndl lange Zeit nicht einzusteigen. Immer wieder puht es sich im Gras die Schuhe ab und wischt sich am Schurz die Hände sauber. Sogar Jonny, der die vordere Tür aufklint und das Gepäck neben den Führersitz legt, kann seine steinerne Würde kaum noch bewahren. Er macht sich unter dem Sitz zu schaffen und kommt erst nach einer Weile mit rotem Kopf wieder zum Vorschein.

Schließlich traut sich das Zeisele doch in den Wagen. Aber es setzt sich nur auf den äußersten Rand des Polsters.

Der Amerikaner schnappt die Tür hinter sich zu und lehnt sich daneben tief zurück. Auch Jonny steigt ein und läßt den Motor anspringen.

Mit einem sanften Ruck setzt sich der Wagen in Bewegung, denn Jonny ist ein guter Chauffeur. Aber der Ruck ist dennoch so stark, daß sich das Dirndl auf den Boden hockt. Da muß der Amerikaner einfach lachen, ob er will oder nicht. Und Jonnys Gesicht grinst aus dem kleinen Autospiegel vorn. Aber es ist keine Bosheit in diesem Grinsen.

Das Zeisele jedoch krabbelt ganz erschrocken wieder auf. Es ist schier so verlegen wie beim Bader, und das Autofahren erscheint ihm im Augenblick auch fast so gefährlich und unsicher, als wenn man wegen einer Krankheit zum Bader muß.

Aber als ihm der Herr aufhilft und ihm auch ein paar freundliche Worte sagt, und als dann die Bäume und Wiesen so schnell vorbeistreichen, da fängt ihm das Autofahren doch langsam zu gefallen an.

Und hui, da ist ja schon das Jagdhäus. Ueberall an den Fenstern sind Tannengewinde und Blumen.

Dem Dirndl ist ganz schwindlig und es weiß nicht einmal, ob das von der schnellen Fahrt kommt oder weil dies alles so unglaublich schön ist.

Jonny ist schon ausgestiegen und macht dem Zeisele mit einer Verbeugung die Tür auf. Dabei hängt sein Blick so ohne alle dienerliche Steifheit an des Dirndls Gesicht, daß des Amerikaners Augen lustig zu zwinkern beginnen. Hat's dich auch schon erwischt, eiskalter Jonny!

Sogar das Tüchl nimmt er jetzt mit einer völlig andern Gebärde an sich. Er nimmt es mit der ganzen Hand und doch mit jener Vorsicht, mit der man eine kostbare, zarte Sache trägt. Dann reißt er weit die Tür vor seinem Herrn und dem kleinen Dirndl auf, das ihn dankbar anblickt. Als wüßte es ganz genau, wie man den Jonny gewinnen kann.

(Fortsetzung folgt.)



Wie is doch de Walt esu schie

Wie is doch de Walt esu schie!
Ich wuß sei vür Fraad net wuhie.
An Himmel singt jubelnd de Lärch,
's is Frühgahr in Erzgebärg.
Wos gestern noch traugig un kalt,
Dos rauscht heit befreit durch'n Wald,
Su schie war'ich sei falken in Lab'n,
Lieber Gott könntst nisch besserich mir gabn.

Wie is doch de Walt esu schie!
Ich wuß sei vür Fraad net wuhie.
In Starnkastel ubn dos Gewärg — —
's is Frühgahr in Erzgebärg.
De Sonn steigt frühzeitig drübn raus,
Schließt Herzen un Fenster weit auf!
Su schie war'ich sei falken in Lab'n,
Lieber Gott könntst nisch besserich mir gabn.

Wie is doch de Walt esu schie!
Ich wuß sei vür Fraad net wuhie.
Es trauert net mehr Wald un Flur,
's is Frühgahr in Gottes Natur.
De Vögeln, die komme in Scharn,
In Baam ubn drzejhn sich's de Starn —
Su schie war'ich sei falken in Lab'n,
Lieber Gott könntst nisch besserich mir gabn.

Wie is doch de Walt esu schie!
Ich wuß sei vür Fraad net wuhie.
De Sorgen sei für immer gebannt,
's is Frühling in Grubdeitschen Land!
De Grenzen dr haamt sei frei!
Wos deitsch war, darf deitsch wieder sei!
Su schie war'ich sei falken in Lab'n,
Lieber Gott könntst nisch besserich mir gabn.

Luise Vinc.

(Komponiert von dem sudetendeutschen Schulleiter R. Kühn.)



Crottendorfer Allerlei / Johs. Blochberger Dresden-A 1

Wenn Otto Peuschel, der vor acht Jahren für immer aus der gemütlichen Gemeinde der Crottendorfer schied, seine erzgebirgischen Lieder sang, dann klang aus seiner Kehle die Tiefe einer heimatfreudigen Seele und wer ihm lauschte, dem ward es warm ums Herz. Wie er sang, das war sein Erzgebirge, sein Crottendorf! Es ist kein Wunder, daß solch eine Heimat Verherrlichung im Lied heißt. Jeder Ton hat klaren, festen, schlichten Resonanzboden und jeder glüht weiter in den Menschen, die das herbe Berg- und Waldland über alles lieben.

Das 5 Kilometer lange Crottendorf führt eigenartigerweise eine Schildkröte im Gemeindefiegel. Zurzeit ist man im Hauptstaatsarchiv dabei, ein anderes Siegelbild zu bearbeiten, die Farben Gold und Grün wird man aber jedenfalls beibehalten. Schon seit etwa 1750 hat man die Schildkröte unter alle wesentlichen Schriftstücke gedrückt. Der dieser Gemeinde mit seiner ganzen Kraft dienende, aus der Chemnitzer Pflege stammende Bürgermeister ist



Gesamtansicht von Crottendorf



Crottendorf vom Scheibenberg aus

Schon 22 Jahre in Crottendorf, kennt sich mithin in seinem Wirkungsbereich aus, ist mit der schönen und lebhaften Siedlung innig verbunden und gibt uns aus der Unterhaltung über sie ein gutes Stück Begeisterung mit auf den Weg. Er lobt seine 5700 Einwohner als sehr heimatgebunden. Obwohl viele von ihnen nach auswärts auf Arbeit gehen, bleiben sie doch im Dorfe wohnen. Jedenfalls deshalb, weil es ihnen gefällt! Das geht allerdings nicht nur ihnen so. Auch Rdf.-Gäste — die ersten kamen zur Weihnacht 1933 aus der Reichshauptstadt — haben Crottendorf liebgewonnen. Gerade aus der Schar der Berliner ist ein sehr anhänglicher Stamm erwachsen, der noch heute allerhand Bindungen zu diesem herrlichen Flecken des Obererzgebirges hat. 1240 Hektar groß ist die Fläche, die zu ihm gehört. Sie ist eingerahmt von viel, viel Wald. Drei Staatsforstreviere senden ihre dunkelgrünen Fühler bis an die Crottendorfer Flur heran, das Crottendorfer, Neudorfer und Oberwiesenthaler. Der weite Forst ist für jeden Gast ein Paradies der Ruhe und Erholung. An den Jahren 1935 bis 1937 machten zu-

sammen etwa 5000 Fremde gern Gebrauch von der Crottendorfer Gastlichkeit und der stillen freundlichen Umgebung. 1938 waren es — ohne Rdf.-Urlauber — 1500 Gäste. Seit 1933 sind Rdf'er in jedem Jahre dagewesen. Das ist ein Zeichen, daß . . . Weitere Worte kann man sich da sparen. Bis 400 Gäste kann man ganz bequem unterbringen. Es hat sogar Zeiten gegeben, wo man 530 auf einmal beherbergte. Besonders anerkennend vermerkt der Bürgermeister, daß die 80 landwirtschaftlichen Betriebe (die Hälfte davon sind Erbhöfe) den fargen obererzgebirgischen Boden fast restlos bestellen und daß fast jedes Gehöft über einen gepflegten Bauernbusch verfügt. Charakteristisch ist die Aufteilung der landwirtschaftlich genutzten Fläche in die sogenannten Handtuchstreifen. In das gesunde bergbäuerliche Schaffen mischt sich das industrielle. Es ist nicht unbedeutend. Ein Zweigwerk der AEG. beschäftigt 600 Leute. In der Kunstseideveredelung sind einschließlich Heimarbeitern etwa 750 tätig. Von auswärts kommen rund 300 Schaffende. Eine ganze Anzahl Betriebe stellen Haus- und Küchengeräte her. Es sind solche, die von 10 bis zu 400 Mann beschäftigen. Ehedem — seit 1500 — baute man im Staatsforst Mar-

(Fortsetzung siehe Seite 8.)



Waldwasser im Staatsforstrevier Crottendorf